

# AKTUELLES

## aus der Wissenschaft

### »Konsequent wäre ein Institut für Sozialwissenschaften«

Blicke auf 100 Jahre Soziologie an der Frankfurter Universität

von Rolf Wiggershaus

Die Soziologie war ein Latecomer an den Universitäten. Entsprechend schwierig war es, ihr einen angemessenen Platz unter den Hochschuldisziplinen und ein eigenes Profil zu verschaffen. Ein illustres Beispiel dafür bietet die Geschichte der Soziologie in Frankfurt am Main.

**M**it der im Oktober 1914 eröffneten Universität entstand die Bühne, auf der mit dem Auftritt der Soziologie zu rechnen war. Die Stiftung sozial und kulturell engagierter und zu wesentlichen Teilen jüdischer Bürger verzichtete auf eine Theologische Fakultät, neu hinzugefügt wurden der Juristischen, der Philosophischen und der Medizinischen Fakultät hingegen eine Naturwissenschaftliche und eine Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät.

#### Die erste von drei »Frankfurter Schulen«

»Man hatte ja von Anfang an vor, an der WiSo-Fakultät eine Soziologieprofessur einzurichten, nur fehlte zunächst das Geld, und dann kam der Erste Weltkrieg«, schildert Prof. Klaus Lichtblau die Ausgangssituation. Lichtblau war lange Jahre Soziologie-Professor an der Goethe-Universität und hat wohl den besten Überblick über die Entwicklung der Soziologie an der Frankfurter Uni. »Wenn von »Frankfurter Schule« die Rede ist, würde ich sagen: es gibt mindestens drei. Da ist der Kreis um Franz Oppenheimer – in der Frankfurter Wahrnehmung, aber auch fachgeschichtlich sträflich vernachlässigt. Da ist zweitens der



Franz Oppenheimer

Kreis um Karl Mannheim, auch sträflich vernachlässigt. Und dann die dritte »Frankfurter Schule«, die unter diesem Namen weltberühmt geworden ist.«

Was aber soll man sich unter der ersten »Frankfurter Schule« vorstellen? Franz Oppenheimer (1864 – 1943), der 1919 den Ruf auf den ersten deutschen Lehrstuhl für Soziologie erhielt, war ein typischer Vertreter jener Wissenschaftler, die – aus verschiedenen Lehr-, Forschungs- und Berufsfeldern kommend – an der Herausbildung der Soziologie zu einer akademischen Disziplin betei-

ligt waren. Nach dem Studium der Medizin war er Arzt in einem Berliner Armenviertel, engagierte sich für Projekte der Genossenschaftsbewegung und wurde schließlich nach einem zweiten Studium in Berlin ein erfolgreicher Privatdozent für Nationalökonomie. Da Soziologie noch nicht etabliert und wenig prestigeträchtig war, bestand er auf einem Lehrstuhl für Soziologie und Theoretische Nationalökonomie.

»Die Fakultät, in die ich berufen wurde«, klagt Oppenheimer in seinen »Lebenserinnerungen«, »hat die amtliche Aufgabe, gleichzeitig als Handelshochschule zu wirken. Das bewirkt, daß ihre Arbeit sehr stark auf die Ausbildung von Praktikern des Wirtschaftslebens gerichtet sein muß, mehr als an den alten Universitäten, die ihre Aufgabe immer noch vorwiegend in der Ausbildung von Wissenschaftlern erblicken.« Den Verächtern der Soziologie trat er in einem vielbändigen »System der Soziologie« mit der Bestimmung dieser »noch problematischen Wissenschaft« als »Theorie des sozialen Prozesses« entgegen. Das zu leisten, traute er ebenso einem mit mehreren Wissenschaften vertrauten Einzelnen wie der Zusammenarbeit verschiedener Forscher zu.

Seine Soziologie war nicht ohne Radikalität. Das Etikett »Liberaler Sozialismus« für die von ihm vertretene Position jenseits von Kapitalismus und Kommunismus klang zwar nicht besonders provokativ. Aber die vehemente Ablehnung seines Konzepts der

»Bodensperre« zeigte, dass er einen empfindlichen Punkt getroffen hatte: Er hatte darauf beharrt, letztes Ziel müsse die Verbindung einer Art von Gemeineigentum an den Produktionsmitteln mit individueller Freiheit und Gleichheit sein. Solange es ein Privateigentum am Boden in großem Stil gebe, könne eine Oberklasse einer abhängigen Unterklasse eine ungleiche Verteilung von Rechten und Pflichten aufzwingen.

### Karl Mannheim und die Wissenssoziologie

Auch der Nachfolger auf Oppenheimers Soziologielehrstuhl war kein Wunschkandidat der WiSo-Fakultät, sondern verdankte seine Berufung dem auf Profilierung der Universität bedachten neuen Kurator Kurt Riezler und dem Berliner Kultusministerium. Karl Mannheim (1893–1947) war nach der Niederschlagung der ungarischen kommunistischen Räterepublik emigriert und in Heidelberg vom Philosophen zum Soziologen geworden. Marx' berühmtes Diktum, dass das gesellschaftliche Sein das Bewusstsein bestimme, entwickelte er zur Wissenssoziologie. In einem Vortrag 1928 auf dem Soziologentag in Zürich



Karl Mannheim

gab er dem Tagungsthema »Die Konkurrenz« eine wissenssoziologische Wendung und richtete die Aufmerksamkeit auf die »Seinsverbundenheit« der unterschiedlichen Ansichten vertretenden Soziologen selber. Das war eine gezielte Provokation, die für heftige Diskussionen sorgte. Als 1929 der Band »Ideologie und Utopie« erschien, in dem Mannheim mit »essayistisch-experimentierender Denkhaltung« die Pluralität verschiedener Weltanschauungen in der modernen Gesellschaft erstmals zu diagnostizieren beanspruchte, war er zu einem Star geworden, der Frankfurt zum Zentrum der Soziologie machte.

»Er hatte«, so Lichtblau, »nicht nur Norbert Elias dabei, sondern auch eine ganze Reihe extrem gescheiter Doktorandinnen. Das heißt: Auch diese Schule hatte enormes

Potenzial und wäre etwas geworden, wenn sie nicht nur drei Jahre Zeit gehabt hätten.« Zusammen mit Kollegen anderer Disziplinen bildete Mannheim eine »Arbeitsgemeinschaft Sozialgeschichte und Ideengeschichte«. Gleichzeitig entwickelte der »freischwebende Intellektuelle« Mannheim, sagt Lichtblau, »erstaunliche empirische Ansprüche«. Margarete Freudenthal beispielsweise, die mit einer historisch-soziologischen Arbeit über den »Gestaltwandel der städtischen bürgerlichen und proletarischen Hauswirtschaft« promovieren wollte, wurde von Mannheim gedrängt, den historischen Teil durch empirische Feldforschung in etwa 50 Haushaltungen zu ergänzen. Auf diese Weise verband sich Distanzgewinn gegenüber dem eigenen (Hausfrauen-)Leben mit der Annäherung an (milieumäßig) fremdes Leben. Mannheim wollte sich, erklärt Lichtblau, »mit empirischer Sozialforschung made in USA befassen und wollte das in die Curricula in Frankfurt einbringen«. Doch im April 1933 gehörte er zu den ersten »zwangsbeurlaubten« Frankfurter Professoren.

### Kurzer Aufbruch mit Max Horkheimer

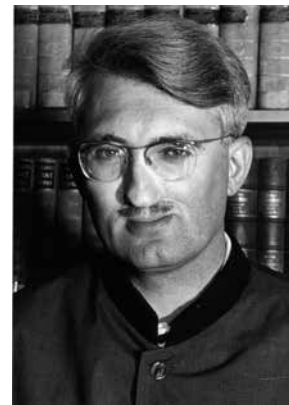
Während Mannheim seine glanzvollsten Jahre erlebte, musste Max Horkheimer (1895–1973) sich erst noch profilieren. Der Unternehmenssohn mit Juniorchef-Erfahrungen, seit 1926 Privatdozent für Philosophie, wurde 1930 zugleich Ordinarius für Sozialphilosophie in der Philosophischen Fakultät und Leiter des Instituts für Sozialforschung. Das hatte er vor allem Felix Weil (1898–1975) zu verdanken, einem ungewöhnlich großzügigen und engagierten Stifter, der mit Unterstützung seines Vaters dieses Institut gegründet hatte, um dem wissenschaftlichen Marxismus eine akademische Heimstatt zu verschaffen.

Das Institut, dessen Leitung Horkheimer übernahm, beherbergte nicht nur Mannheims Soziologisches Seminar. Seit 1929 war es auch Sitz des Frankfurter Psychoanalytischen Instituts. Zu dessen Mitarbeitern gehörte Erich Fromm (1900–1980), einer der Linksfreudianer, die Freud'sche Triebtheorie mit Marx'scher



Theodor W. Adorno und Max Horkheimer

Klassentheorie kombinierten. Er wurde Leiter der sozialpsychologischen Abteilung des Instituts für Sozialforschung und verantwortlich für dessen erstes empirisches Projekt, eine auf fünf Jahre angelegte große Untersuchung über gesellschaftliches Sein und Bewusstsein von Arbeitern und Angestellten in Zeiten enttäuschter Revolutionserwartun-



Jürgen Habermas

gen. Doch es blieb in Frankfurt beim Beginn. Horkheimer gehörte genauso wie Mannheim zu den ersten Professoren, die 1933 Opfer des Gesetzes »zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« wurden.

### Fortsetzung und Neubeginn nach 1945

Was Mannheim vorhatte, als er empirische Sozialforschung nach amerikanischem Vorbild in Frankfurter Curricula integrieren wollte, praktizierte nach dem Zweiten Weltkrieg Horkheimer. Das aus den USA zurückgekehrte Institut für Sozialforschung bot sich als Stätte eines Soziologie-Studiums an, bei dem, wie es 1950 in einem Memorandum hieß, »weitergebildete sozialphilosophische und geistesgeschichtliche Tradition« mit den »fortgeschrittensten empirischen Forschungsmethoden der modernen amerikanischen Sozialwissenschaften« kombiniert werden sollte. Horkheimer, so Lichtblau, »wurde vom Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie gefragt, ob er bereit wäre, einen, wie wir heute sagen, experimentellen Studiengang in Frankfurt einzuführen. Und dann bekam Adorno den Auftrag, Curricula für die Soziologieausbildung in Frankfurt zu machen.«

Damit wurde die Soziologie in Frankfurt nach dem Krieg zunächst ganz in die Philosophische Fakultät verlagert, wo Horkheimer und der mit ihm zurückgekehrte Theodor W. Adorno Doppellehrstühle für Philosophie und Soziologie innehatten. Jürgen Habermas schilderte einmal im Rückblick auf seine Zeit als soziologischer Assistent Adornos das Bild, das damals die Frankfurter Soziologie



Die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften im Jügelhaus, hier eine Ansichtskarte aus dem frühen 20. Jahrhundert.

bot: »Für Horkheimer sollte Adorno die unmögliche Aufgabe lösen, dem Institut mit Hilfe politisch unanstößiger, akademisch eindrucksvoller Studien öffentliche Gelder zu verschaffen, ohne die Radikalität der gemeinsamen philosophischen Intentionen ganz zu verleugnen und die nonkonformistische Signatur der Forschungsrichtung – das für die studentische Nachfrage wichtige Image des Instituts – zu beschädigen.«

Erst im Laufe der 1960er Jahre wurden auch in der WiSo-Fakultät wieder soziologische Lehrveranstaltungen angeboten, etwa von Thomas Luckmann, wie einst Mannheim ein Vertreter der Wissenssoziologie. Doch die große Attraktion blieb die »Frankfurter Schule« der kritischen Gesellschaftstheorie, der, ob er wollte oder nicht, auch Habermas als Nachfolger auf Horkheimers Doppellehrstuhl mit neu eingerichtetem »Soziologischem Seminar« zugerechnet wurde.

### Was nach den »Schulen« kam

Der große Einschnitt kam mit Adornos Tod 1969, mit Habermas' Wechsel zum Starnberger Max-Planck-Institut und mit der Hessischen Hochschulreform, die 1971 zur Ablösung der Fakultäten durch Fachbereiche führte. Einer davon war der Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, in dem von verschiedenen Fakultäten und akademischen Einrichtungen kommende Dozenten zunächst das Bild eines »disziplinlosen« bzw. »undisziplinierten« Fachbereichs« (Lichtblau) boten.

In den 1980er Jahren wurde Frankfurt ein weiteres Mal zum Schauplatz einer so bemerkenswerten wie längst überfälligen soziologischen Innovation. Nach langen Auseinandersetzungen wurde 1987 auf eine Professur für »Soziologie, insbesondere Frauenarbeit in Produktion und Reproduktion/Frauenbewegung«,

später umbenannt in »Frauen- und Geschlechterforschung«, eine Frau berufen, die sich als Außenseiterin und Seiteneinsteigerin sah: Ute Gerhard. In Frankfurt fühlte sie sich gut aufgenommen. »Es gab eine ganze Reihe von Personen, die verstanden, dass Frauenforschung nicht ein Luxus oder eine Privatangelegenheit ist, sondern ins Curriculum gehört.«

In Ergänzung zur feministischen Kritik an »der Ausblendung der Reproduktionssphäre und der geschlechterhierarchischen Arbeitsteilung als Kernproblem sozialer Ungleichheit« wurde für Ute Gerhard Recht zu einem zentralen Thema. Denn damit ergebe sich die Chance, »durch Verhandlung und Überzeugung die Verhältnisse zu verändern und eine andere Gerechtigkeit zu ermöglichen«. Dem Sinn für die Relevanz des Rechts entspricht andererseits Gerhards Warnung vor der Gefahr, dass Gender-Studien durch extrem differenzierte Diskussionen ohne lebenspraktischen Bezug in einem Sèparée landen. Schließlich gebe es nach wie vor aktuelle Probleme, etwa: dass Hausarbeit, Beziehungsarbeit, das ganze Care-Problem »nach wie vor ein Frauenthema« seien, während doch »auch eine von Männern betriebene Soziologie sich von diesen Problematiken herausgefordert sehen« sollte.

Nach diesen Blicken zurück klingt Lichtblaus Empfehlung plausibel, die disziplinäre Aufspaltung in Institut für Soziologie und Institut für Politikwissenschaft zu ersetzen durch ein Institut für Sozialwissenschaften mit Abteilungen, die »thematisch ausgerichtet« sind und in denen Vertreterinnen und Vertreter verschiedener akademischer Disziplinen produktiv kooperieren – fast nach alter Frankfurter Tradition. »Konsequent wäre ein Institut für Sozialwissenschaften«, so der Soziologe. ●

**Prof. Klaus Lichtblau**, 67, aus Karlsruhe stammend, hat Philosophie, Politikwissenschaft und Soziologie in München und Bielefeld studiert. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter war er für das »Historischen Wörterbuch der Philosophie« tätig, 1980 wurde er in Philosophie promoviert, nach weiteren wissenschaftlichen Tätigkeiten erfolgte die Habilitation für das Fach Soziologie. Von 2004 bis 2017 war er Professor für Soziologie mit dem Schwerpunkt Geschichte und Systematik sozialwissenschaftlicher Theoriebildung am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität. Er leitete den Jubiläumskongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 2010 und ist Herausgeber der Reihe »Klassiker der Sozialwissenschaften«. Klaus Lichtblau ist Mitherausgeber von »Soziologie in Frankfurt. Eine Zwischenbilanz« (Wiesbaden 2010). Für die Biographienreihe der Goethe-Universität hat er gemeinsam mit Volker Caspari den Band »Franz Oppenheimer. Ökonom und Soziologe der ersten Stunde« verfasst.

**Prof. Ute Gerhard**, 80, stammt aus Köln und hat Jura, Soziologie und Geschichte studiert. Nach dem ersten Referendarexamen zum weiteren Studium entschlossen, musste sie als verheiratete Frau und Mutter eine Zeit des Interims in Kauf nehmen. Nach einem Zweitstudium der Soziologie wurde für sie der 1978 in der Edition Suhrkamp erschienene Band »Verhältnisse und Verhinderungen« zum Eintrittsbillet in die Wissenschaftswelt. Fast ein Jahrzehnt später erfolgte fast zeitgleich mit der Publikation ihrer Habilitationsschrift »Gleichheit ohne Angleichung« die Berufung auf die Frankfurter Professur für Frauenforschung, die sie von 1987 bis 2004 innehatte. Seit 1997 leitete sie auch das von ihr gegründete Cornelia-Goethe-Centrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse.

**Dr. Rolf Wiggershaus**, 75, hat Philosophie, Soziologie und Germanistik in Tübingen und Frankfurt am Main studiert. Besonders anregend wurden für ihn musik- und literatursoziologische Texte Adornos, die durch gesellschaftlich-historische Deutung den Sinn für die Relevanz und den Reiz von Kunstwerken steigerten. Diese Sichtweise hat ihn bei der Befassung mit einer Vielfalt von Themen stets inspiriert, sei es als Autor und Journalist, sei es als Dozent.

[wiggersh.r@t-online.de](mailto:wiggersh.r@t-online.de)